

Präsident D. Dr. Wilhelm Hüffmeier

Predigt Abendgottesdienst Berliner Dom

27. August 2006, 18.00 Uhr

Text: Gal 2, 16.19-21

Liebe Gemeinde!

Im Zentrum dieser schwergewichtigen Sätze steht etwas ganz Elementares und Einfaches. Paulus legt ein Bekenntnis ab: „Ich lebe, doch nicht ich, sondern Christus lebt in mir“. Wer bekennt, macht eine ihn oder sie bewegende Erfahrung öffentlich. Eine lange schwelende und quälende vielleicht, oder – wie hier – eine beglückende. Jedenfalls muss sie raus.

Ich weiß, in religiösen Dingen ist man heute eher zurückhaltend. Warum eigentlich? Ist es peinlich, etwas meine Seele, etwas mich und Gott Betreffendes auszusprechen? Hat man Manschetten vor dem Nachfragen oder vor dem Lächeln der Zeitgenossen?

Menschen unserer Zeit machen doch auch grundstürzende Erfahrungen, die in die Sprache drängen. Ja, es gibt sogar Erfahrungen, in denen wir, wie Paulus hier im Text, das Gefühl haben, es ging um Tod und Leben. „Weil ich erst zu leben begann, als ich dich kennen lernte“, sagt ein junger Mann unübertrefflich charmant zu der auch in der Liebe aufgeblühten Tulla Portugalov in dem wunderbaren Film „My big fat Greek Wedding“. „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus in mir“, bekennt der Apostel Paulus. Und vorher: „Ich bin ... dem Gesetz gestorben, damit ich Gott lebe“. So ganz anders wie sonst im Leben ist das also nicht mit dem Glauben. Da verschmelzen zwei Leben, zwei Personen, zwei Geschichten geradezu.

Wie grundstürzend die Erfahrung des Paulus war, kann man sich vielleicht an einem Bild deutlich machen. Es hängt in einer der Kirchen Roms. Vor drei Jahren sah ich es in einer Ausstellung von Gemälden des Malers Caravaggio auf der Engelsburg: Die Bekehrung des heiligen Paulus. Der junge Krieger Paulus, der eben ausgezogen war, um die Christen in Damaskus zu verfolgen, liegt, vom Pferde gestürzt, auf seinem rotbraunen Mantel am Boden. Die Hände hält er nach oben ausgestreckt, die Augen sind geschlossen wie geblendet. Das hohe Ross hebt einen Huf. Ein alter Mann hält es am Halfter. Und geheimnisvolles Licht fällt von oben herab auf den hilflos daliegenden Paulus. Die hohe Stellung, die eigene Kraft, die Sicherheit, alles ist Paulus genommen. Er streckt die Hände dem Licht entgegen, weil er von nun an alles von Christus empfängt.

Seither hieß für Paulus Glaube: Nicht mit aller Mühe und allem Kampf auf dem hohen Ross zu sitzen, sondern die leeren Hände nach dem auszustrecken, der sie füllen kann und will. Gerade so gerät sein Leben in Ordnung, wird es ein rechtes, ein aufrechtes Leben.

Ich denke, das ist doch eigentlich gar nicht so schwer zu verstehen. Gott holt uns herunter von den hohen Rossen. Der auf andere gerichtete moralische Zeigefinger kann ein solches hohes Ross sein. Da unterscheidet sich das Leben vieler Christen nicht so sehr vom so genannten weltlichen Leben. Diesen Zeigefinger gibt es hier wie dort. Wir sind gerade in diesen Tagen Zeugen eines solchen Sturzes aus moralischen Höhen in die Tiefe, ein Sturz, von dem selbst die schönsten literarischen Werke nicht bewahrten. Kein Grund allerdings, nun unsererseits den Zeigefinger zu erheben und in Häme sich zu ergehen.

Irgendwie ist der ganze Vorgang um das späte Bekenntnis des Schriftstellers Günther Grass zu seiner kurzen Mitgliedschaft in der Waffen-SS als 17jähriger so etwas wie der Erweis vieler Wahrheiten des christlichen Glaubens: Es kann Verborgenes nicht verborgen bleiben! Das Gewissen, die Scham, die Recherchen bringen es zu Tage. Niemand entkommt dem Gericht und sei es das Jüngste Gericht. Oder: „Richtet nicht, auf das ihr nicht selbst gerichtet werdet“. Allerdings denkt man auch an den Satz: „Es wird Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße tut, mehr als über 99 Gerechte, die der Buße nicht bedürfen“ oder, wie eben in der Lesung des Evangeliums gehört: „Gott, sei mir Sünder gnädig“. Von Reue, von Bußfertigkeit war wenig zu hören und zu lesen, weshalb dem ganzen späten Bekenntnis sozusagen das Oberlicht fehlte.

Und ein Zweites. Nicht alle sitzen auf hohen Rossen. Es gibt auch das Umgekehrte, liebe Gemeinde. Darauf weist der im Staub liegende Paulus im Bild Caravaggios hin. Und das hieße dann, Christus holt heraus und herauf aus den Löchern der Verzagtheit und der Entmutigung und der Verzweiflung. Verzagt sind wir Menschen vielleicht gerade, weil uns ein Werk, das uns so sehr am Herzen lag, missglückt ist, oder, weil wir, obwohl wir uns so große Mühe gaben, nichts Ansehnliches zustande gebracht haben. Indirekt ist dann auch das Werk, die Tätigkeit, das Vollbrachte unser Orientierungspunkt. Die Rede von der Rechtfertigung des Menschen ohne des Gesetzes Werke gilt nicht nur denen, die auf hohen Rossen der Moral und des Erfolgs sitzen, sondern auch denen, die aus irgendeinem Grund tief unten sind. Gott ist „nahe denen, die zerbrochenen Herzens sind“.

Und nun noch ein Drittes. Irgendwie scheinen die Menschen es schlecht zu ertragen, mit ausgestreckten Händen dazuliegen und von Gott alles zu empfangen. Sie möchten selbst etwas tun, es möglichst selbst bis aufs hohe Ross schaffen. Und vielleicht ertragen wir Menschen es noch schlechter, wenn die anderen etwas von Gott empfangen, die anderen, die sich nicht abmühen und abrackern. Also, beginnen nicht zuletzt die frommen Menschen, dies und jenes zu erfinden, was der Mensch alles tun müsse, damit Gott ihn beschenke. Die Kirche stellt dann eine Liste von Bedingungen auf, die Eltern sagen es den Kindern oder der Mensch sagt's sich selber: Allenthalben wird gefordert und erfüllt, allenthalben wird befohlen und geleistet, und so versuchen die Menschen, nun mit vollen Händen Gott zu finden. Das ist es, was Paulus des Gesetzes Werke nennt.

Dass wir die Kritik an den Werken nicht missverstehen, liebe Gemeinde. Das Evangelium will uns nicht zu Verächtern des Tuns und der Werke und zu Faulenzern machen. Im Namen des Evangeliums gegen die Leistungsgesellschaft zu wettern, wäre kein rechtes Verständnis der Gnade Gottes, die uns ohne des Gesetzes Werke zuteil wird. Im Gegenteil. Paulus selber war ein harter Arbeiter. Er rühmt sich sogar, mehr als alle anderen gearbeitet zu haben. Aber gerade der wirklich, der leidenschaftlich Tätige braucht mehr zum Leben, zum vollen Menschenleben als seine eigenen Taten. Er braucht die lebenswichtige Unterscheidung zwischen dem, worin er als Täter stark und gut sein soll, und dem, was er empfangen darf.

Was wäre ein Mensch, wenn er nicht immer wieder empfangen könnte? Im Grunde wissen wir doch, dass wir Menschen alles Wesentliche nicht selber haben und uns selber erarbeiten können, sondern empfangen müssen. Das fängt schon bei der Luft und bei der Nahrung an. Es gilt von der Liebe und von der Geborgenheit, auch von der Freude und erst recht von der Vergebung. Wir Menschen sind von Grund auf zum Empfangen bestimmt.

Empfangen aber heißt, dass wir von Außen etwas auf uns zukommen lassen. Ein Wort der Liebe, ein Wort der Vergebung muss von außen kommen. Wir können es uns nicht selber geben. Und weil es von außen kommt, habe ich es nicht in meiner Gewalt. Da bin ich dort, wo der Reiter im Bild

von der Bekehrung des Paulus liegt. Ich bin einer, der von dem lebt, was er empfängt, von dem Licht, das von oben kommt.

Dieses Licht scheint besonders im Gottesdienst. Es ist das Geheimnis jedes Gottesdienstes, uns dessen gewiss zu machen. Wir brauchen den Rhythmus von menschlicher Anspannung zum Werk und der Entspannung in Gottes Wort, das sagt: „Du bist mir lieb und wert. Und deshalb hole ich dich herab von hohen Rössern und herauf aus finstren Tiefen“. Das Bekenntnis wäre dann so etwas wie die freudige Empfangsbestätigung dieses Wortes. Amen.